

(unter verkehrten Vorzeichen von Zivilisationskontinuität und -bruch) sinnfällig, wie Yitzchak Mais, Leiter des Historischen Museums der Holocaust-Gedenkstätte von Yad Vashem, kürzlich im Anschluß an eine Essener Diskussion von „Vergegenständlichter Erinnerung“ um das DDR-Denkmal von Buchenwald anmerkte. Hier liegen die Grenzen und Potentiale vergleichender Geschichtsforschung, wie sie *Azaryahus* Studie implizite eingeschrieben ist. Es tut gut, die Analyse der politischen Symbole im öffentlichen Leben der DDR aus der Perspektive des uns nächsten Fremden verhandelt zu wissen.

Wolfgang Ernst

„Psychosozial“ Bd. 45, H. 1, 1991 „Abschied von der DDR“. Hrsg. Heiner Keupp und Hans-Jürgen Wirth, Weinheim; Psychologie Verlags Union, 150 S.

Äußerungen zu den psychischen Dimensionen des deutschen Vereinigungsprozesses sind auf dem Marktplatz der Medien zu einer Alltäglichkeit geworden. Interessant ist in dieser Situation eine Broschüre, die einen repräsentativen und orientierenden Überblick zu dieser Flut der Meinungen gibt. In seinem Band 45 erteilt „Psychosozial“ 22 Autorinnen und Autoren aus Ost- und Westdeutschland das Wort zum Thema „Abschied von der DDR“. Für Menschen, die sich einen Überblick verschaffen wollen, sind die Literatur-

angaben, die Bibliographie und ein Quartalsüberblick über Neuerscheinungen – auch der angrenzenden Gebiete – hilfreich.

Zu Beginn stellt *Michael Geyer* (Leipzig) fest, daß eines der größten Probleme im Vereinigungsprozeß in „der Weigerung eines großen Teils der Deutschen“ liegt, „die vorhandenen Unterschiede zwischen den Teilvölkern in Ost und West als objektive Tatbestände und gleichsam wertfreie Ausgangsgrößen zu akzeptieren“. *Geyer* beobachtet, daß „die charakterlichen Defizite dieses Volk momentan weniger zu schaffen machen als schlichte Inkompetenzen in der Bewältigung des sich allzurasch verändernden Alltags“ (S. 6). Zur „Mode, den DDR-Bürger psychopathologisch zu charakterisieren“ (S. 8) äußern sich noch andere Autoren, so auch *Hans Eichhorn* (Berlin), der *Hans-Joachim Maaz* ausspricht, einem sich auch in diesem Band äußernden Protagonisten dieser Sichtweise. *Eichhorn* wirft *Maaz* vor, daß bei ihm „stalinistische Strukturen mit anderen totalitären, darunter faschistischen, gleichgestellt werden“ (S. 108). Gegen diese „unerträglichen Parallelisierungen des Geschehenen“ (*Becker/Becker* S. 60) wenden sich recht viele Autorinnen und Autoren aus Ost und West von recht unterschiedlichen Ansätzen her. Auch *Harry Schröder* zeigt, daß das Verhalten der Menschen in der SBZ und der DDR gegenüber den Machthabern eine andere motivationale Basis hatte, als das der Massen im NS-Staat. Anstelle der dort „verbreiteten Massenbegeisterung und Überidentifizierung“ dominierte bei den Ostdeutschen nüchterne und „bis zum Wendepunkt bewußte Anpas-

sung“. Wo im faschistischen Deutschland die Beziehung zwischen Volk und Führer auf gegenseitiger Idealisierung beruhte, entstand „im Verhältnis zu Honecker und seinem Regime ein kritisches Massenpotential.“ (S. 24)

Von anderen Gesichtspunkten aus führt *Wolfgang Bialas* (S. 80) dieses Klischee von der Parallelität des faschistischen Deutschlands und der DDR ad absurdum. Ungeheuer interessant ist die sich 'hinter' den Beiträgen – die ohne direkten Bezug zueinander entstanden – offenbarende Logik der Diskussion. Denn der Diskurs führt immer wieder zurück zum faschistischen Deutschland, seinem Zusammenbruch und der ihm folgenden Aufspaltung der deutschen Wege. Das ist genau der Punkt, an dem auch *Hans Becker* aus Heidelberg und *Sophinette Becker* aus Frankfurt/M. mit ihrem bemerkenswerten Artikel „Die Wiedervereinigung der Schuld“ ansetzen. Ebenso wie Schröder, der bemerkt, daß man bei den DDR-Bürgern nicht die „Unfähigkeit zu Trauern“ betrauern sollte – wie so sollte die Masse der Menschen um die für sie ungeliebte und peinliche DDR trauern? –, widerlegen auch die beiden Beckers oberflächliche Analogien zwischen dem Zusammenbruch Nazi-Deutschlands und der DDR. Neben der Angst der Ostdeutschen, „den Krieg durch die Einheit nicht zum zweiten Male zu verlieren“, belastet sie statt uneingestandener Trauer eher uneingestandene Scham. Indiz dafür ist die „Lynchstimmung und die gnadenlose Sündenbock-Verfolgung gegenüber den gestürzten Herrschenden, wie es sie nach 1945 ... niemals gegeben hat“. (S. 69) „Die Heftigkeit des nicht differenzierten Hasses auf die

Stasi und alle 'Roten' (darunter nicht wenige wirkliche Opfer der Stasi) entspricht dem Ausmaß von Scham, das bei denen besonders groß ist, die sich bei gleichzeitig tiefsitzenden, zum Teil noch aus dem NS stammenden Antikommunismus so aktiv und kritiklos an den realexistierenden Sozialismus angepaßt hatten.“ (S. 71) Also jenes Phänomen, das Wolf Biermaun so plastisch beschrieb: „Wer 40 Jahre lang alles schluckte, spuckt jetzt endlich mal große Töne. Brave Bürger, die zur sogenannten Wahl gingen wie Kälber an Strick, brüllen jetzt wie Löwen. Nach Rache schrien die, die sich nie wehrten. Wer nie das Maul aufmachte, redet jetzt mit Schaum vor dem Mund.“

Ebenfalls attackieren die *Beckers* die Vorstellung von „der ersten friedlichen deutschen Revolution“. Diese sprachliche Wendung wäre bezeichnenderweise zuerst in der BRD entstanden und wurde gleich mehrere „Abwehrfunktionen“ erfüllen. Für die Ostdeutschen sei sie als eine „Folge der Verdrängung der Scham über die eigene Anpassung zu verstehen, was sich in der gleichzeitigen Feindseligkeit gegenüber jenen zeigt, die wirklich revoltiert haben“. (S. 72) Obendrein hilft diese Sicht, die Nicht-Einmischung der kommunistischen Führung in der SU auszublenden. Statt dessen kann die eigene Beteiligung an den ersten – noch gefährlichen – Protesten gegen die Verhältnisse in der DDR nachträglich herbeigeredet werden.¹ Für die Westdeutschen habe die Legende von der Revolution die Funktion, „eine ältere Legende zu stabilisieren, nämlich die vom massenhaften Widerstand der Deutschen gegen den Nationalsozialismus“. Aus der richtigen Feststel-

lung, daß die Vorstellung einer deutschen Revolution mehrere Abwehrfunktionen erfüllt, kann alleine jedoch nicht der Schluß gezogen werden, daß es keine Revolution gab. Daß sich tatsächlich eine gewaltfreie, basisdemokratische Revolution vollzog, ist unbestreitbar. Gedanken dazu äußert in diesem Heft noch einmal *W. Bialas* (S. 77). Die Restauration alter Herrschaftsprinzipien in neuen Farben wirfte m. E. dennoch wieder die Frage nach „Revolution“, „Umstieg“, „Anschluß“ etc. auf. Was kann das für eine Revolution gewesen sein, in der die Oppositionellen vor der Wende sich nach der Wende wieder in extremer Minderheit und Opposition wiederfinden und in den Parlamenten und Verwaltungen die Macher mit den Anpassern lediglich die Plätze tauschten. Die Personen² sind die gleichen geblieben, nur die Namen sind neu. – Die Legende vom Abschied.

Gegen den Strich der aktuellen journalistischen Modebürsten die Beckers, wenn sie fragen, warum manche Medien „sich mit ungeahntem Einfühlungsvermögen in scheinbar vorbildlicher Weise der Psyche der Ostdeutschen widmen“ (S. 70). Sie meinen, daß hier „eine Delegation der eigenen versäumten Konfrontation mit der NS-Schuld an die DDR-Bürger stattfindet, die sich gleichsam und stellvertretend an den seelischen Verkrüppelungen durch Teilhabe an einer Diktatur abarbeiten sollen“. Das ist meiner Ansicht nach jedoch noch nicht alles. Die Geschichte vom deformierten, unmündigen und autoritätsabhängigen Ossi tut ihre Wirkung schon, wenn sie nur oft genug erzählt wird. Bei den Ostdeutschen verstärkt

diese Story, ohne daß sie es merken, ihre Verunsicherung gegenüber ihren Fähigkeiten, Gewohnheiten und Werten, eine Verunsicherung die sich natürlicherweise bei der Verwestlichung von Ostdeutschland einstellte. Umgekehrt können jene Westdeutschen, die im Osten Menschen zu regieren oder zu evaluieren haben, auf die durch diese Story beförderte Steigerung der eigenen Überlegenheit oder Legitimation zurückgreifen. Die Text-Sammlung läßt auch ahnen, wie für manche Menschen der mühsame Versuch einer kritischen Selbst- und DDR-Analyse zu Schematisierungen führt. *Ronald Schulz* (Halle) schreibt: „Ward der DDR-Bürger bis zum Herbst 1989 vor die Wahl zwischen fremdbestimmtem Karriereverhalten, beruflichem und sozialem 'Nischendasein' oder oppositionellen Untergrund gestellt ... befindet er sich nun in der Situation, Eigen- und Sozialverantwortung zu übernehmen“ (S. 115). Die Unmenschlichkeiten der DDR sollen nicht beschönigt werden. Allerdings sollte die Unzufriedenheit über die steckengebliebene oder fehlgeschlagene Umwälzung, Demokratisierung und Humanisierung Deutschlands nicht dadurch kompensiert werden, daß der aktuelle Zustand beschönigt und all das 'Böse', auch das eigene Versagen, in die Vergangenheit und 'deren System' projiziert werden.³

Ziemlich undifferenziert sind *Winfried Hammann* und *Klaus Strohmeiers* (Berlin/West) Gedanken zu „Mentalitätsdifferenzen zwischen Ost- und Westdeutschen“. Nach einem langen, in pseudoliterarischem Stil verfaßten Umhertasten plumpsen die beiden in die Falle mangelnder Sach-

kennens der Verhältnisse in der DDR und beginnen ihre Legenden zu weben. Sie stellen fest: „Ob in der verhaltenen Stromlinienform des Trabant, in der Monotonie des Plattenbaus, in den plumpen Colani-Imitationen der Straßenmöbel auf den Autobahnparkplätzen, den Kreationen der DDR-Designer fehlte es in unseren Augen an zeitgemäßer oder avantgardistischer Signatur, an Innovationskraft. Kommt also zu den Defiziten an Material und Konkurrenz als fehlende Inspirationsquellen, zu mangelhafter Förderung und Übung der Fähigkeiten und Fertigkeiten in Design und Architektur auch noch ein Mangel an Ausdruckswillen und Einfallsreichtum?“ (S. 53). – Transiterlebnis DDR als empirische Basis für dieses Fundamentalurteil. Wer sich auch nur ein bißchen mit der Problematik auskennt, weiß, daß sich der „Ausdruckswille und Einfallsreichtum“ dieser Designer bestenfalls auf der Dresdner Kunstausstellung, wenn nicht gar in kleinerem Rahmen, der Öffentlichkeit präsentieren konnte, selten aber da, wo er hingehörte – im Alltag. Am Ende seines Beitrags listet *Schröder* einige der typischen Abwehrformen der Ostdeutschen gegen die Vergangenheit und Gegenwart auf. Eine davon ist, wie alltäglich beobachtbar, „die Extremdarstellung der früheren Lebensverhältnisse ... als generell inhuman und deformierend“ (S. 27) Hinzugefügt werden muß, daß auch die Westdeutschen diese Sicht auf die DDR pflegten. Sie tun das wohl nicht nur wegen der hin und wieder fehlenden Sachkenntnis über den DDR-Alltag, sondern auch, weil jede tatsächliche oder umgedichtete Teufelei der DDR als ein Argument für die Richtigkeit

des eigenen Lebens genommen und oft auch benötigt wird. Solche Reflexionen und Berichte über die DDR, in der ich lebte, erinnern mich in fataler Weise an das verzerrte und lückenhafte Bild, das mir – geprägt von unterschiedlichen Motiven – meine Großelterngeneration wie auch kommunistische Lehrbücher – vom Nationalsozialismus malten. Das vermittelt heute, wo ein Mensch sowohl das Ende einer historischen Periode wie auch deren Mythisierung erleben kann, eine Vorstellung davon, wie Weltbilder entstehen.

Thomas Ahbe

- 1 Ein Beleg für das Eintreffen dieses Voraussage sind die Worte, die ein Fernsehjournalist vom Sender Sachsen in einer kurzen Meditation zum Totensonntag 1991 fand. Angesichts der im Bild gezeigten Kerzen äußerte er: „Vor zwei Jahren haben wir viele Wochen mit Kerzen verbracht.“ Bezogen auf das Engagement vor und nach dem Herbst '89 sagte er „wir“, noch nicht einmal „viele von uns“, was auch eine groteske Übertreibung gewesen wäre. So ist das wackere Sachsenvolk nachträglich wieder zu einer verschworenen Kampfgemeinschaft - diesmal gegen das stalinistische Regime - gemacht worden. (Sendung am 24. 11. 1991, 19.41 Uhr, DFF, „Aktuell“)
- 2 „Person“ im ursprünglichen Sinne als Maske eines Schauspielers in einem bestimmten Stück, als gesellschaftliche Charaktermaske.
- 3 Westliches Pendant zu diesem Klischee ist folgendes: „40 Jahre lang hat ein Volk von über 15 Millionen als Versuchskaninchen für ein Experiment herhalten müssen...“ (W. Habermehl, Zur Sexualität Jugendlicher in der BRD und der DDR, in: Sexualität BRD/DDR im Vergleich, Braunschweig 1991.)